

# Erholungsstunden

## für das christliche Volk

### Wochenbeilage zur Witterner Volkszeitung

## Ein Streit um die Sabbatheiligung

### Erläuterungen zum Lukas-Evangelium 13, 10—17

Jesus lehrte in einer der Synagogen am Sabbat. Und siehe, da war eine Frau, die einen Geist der Krankheit schon achtzehn Jahre hatte; sie war verkrümmt und konnte sich nicht ganz aufrichten. Als nun Jesus sie sah, redete er sie an und sprach zu ihr: Frau, du bist erlöst von deiner Krankheit; und er legte ihr die Hände auf, und alsbald richtete sie sich auf und lobte Gott.

Da ergreift der Synagogenvorsteher das Wort, unwillig, weil Jesus am Sabbat geheilt hatte, und sagte zu der Menge: Sechs Tage sind, an denen man arbeiten soll; an denen kommt und läßt auch heilen, nicht aber am Tage des Sabbats!

Es antwortete ihm aber der Herr und sprach: Ihr Heuchler! Bindet nicht jeder von euch am Sabbat seinen Ochsen oder Esel von der Krippe los und führt ihn zur Tränke? Diese aber, eine Tochter Abrahams, die der Satan schon achtzehn Jahre gebunden hatte, sollte nicht gelöst werden dürfen von dieser Kette am Tage des Sabbats?

Als er das sagte, schämten sich alle seine Widersacher; das ganze Volk aber freute sich über all die herrlichen Taten, die durch ihn geschahen.

Wenn Jesus von den Vertretern der offiziellen Religion des Judentums ans Kreuz geliefert worden ist, so deshalb, weil sein Evangelium unverträglich war mit jener Form der Gottesverehrung, in der das Judentum seiner Zeit rettungslos erstarrt war. Einen ihrer wesentlichsten Bestandteile bildete die Heiligung des Sabbats; so ist es kein Zufall, wenn Jesus gerade über diese immer wieder mit den Pharisäern und Schriftgelehrten in Streit geriet. Ein Beispiel dafür bringt unser Evangelium hier.

### Eine Krankenheilung am Sabbat.

Wie schon oft, so hat Jesus wieder einmal die Gelegenheit wahrgenommen, die im Synagogendienst vorgegebene Predigt zu halten. Dabei fällt ihm eine Frau ins Auge, die so verkrümmt ist, daß sie nicht einmal den Kopf in die Höhe richten kann. Wenn von einem „Geist der Krankheit“ die Rede ist, so handelt es sich wohl nur um eine bildliche Ausdrucksweise; auch wenn Jesus nachher die Krankheit als vom Satan verursacht erklärt, so läßt sich daraus nicht beweisen, daß es sich um einen Teil von Besessenheit gehandelt habe; denn alle Krankheit geht, wie z. B. Petrus in der Apostelgeschichte 10, 38 sagt, im letzten Grunde auf den bösen Feind zurück, und Jesus heilt anderwärts Besessene nie, wie hier, durch Handauflegung. Welcher Art die Krankheit war, ist freilich nicht klar erkennbar; wir müssen es dahingestellt sein lassen, ob eine ursprünglich organische Erkrankung vorlag, oder ob sich der Zustand der Frau auf hysterischer Grundlage entwickelt hat; in beiden Fällen war nach achtzehn Jahren derartiger gebückter Haltung eine Rückgratverkrümmung eingetreten, die nur durch ein Wunder in einem Augenblick behoben werden konnte. Jesus wirkt dieses, indem er zur Befreiung des Wortes der Kranken die Hände auslegt, und die Frau, alsbald geheilt, weilt auch, daß dies nur durch einen außergewöhnlichen Nachherweis Gottes geschehen konnte, für den sie ihn aus vollem Herzen preist.

### Mißbilligung durch den Synagogenvorsteher.

Wie wenig Erfolg alle vorausgehende Predigt des Heilandes gehabt hat, zeigt das Verhalten des Synagogenvorstehers zu diesem Fall. Er will den Finger Gottes in dieser Heilung nicht sehen, weil seiner Meinung nach selbst Gott am Sabbat nichts wirken darf, auch kein Werk der Barmherzigkeit. Ganz trüb zeigt sich hier, wie die rein äußerliche Gesetzesbefolgung dazu führt, schließlich das Gesetz selbst sinnlos zu machen. Die Schriftgelehrten zählten 39 am Sabbat verbotene Hauptarbeiten auf, zu denen noch eine Unmenge Unterarten kamen; auch die Behandlung von Kranken war im allgemeinen am Sabbat verboten, ausgenommen den Fall, daß eine unmittelbar drohende Lebensgefahr vorlag. Da diese bei der hier auftretenden Frau zweifellos nicht gegeben war, so hatte Jesus nach der Lehraussage des offiziellen Judentums sich der Uebertretung des Sabbatgebotes schuldig gemacht. Wissen wir doch, daß die Schule des hochberühmten Gesetzeslehrers Schammai sogar den Standpunkt vertrat, am Sabbat dürfe man nicht einmal Trauernde trösten oder Kranke besuchen; ja selbst das Gebet für einen Kranken unterlagte ein dieser Schule angehöriger Rabbiner für den Sabbat.

Ein solcher Standpunkt kann wirklich nicht mehr mit Religion in Verbindung gebracht werden. Die Gerechtigkeit gebietet allerdings, auch auf eine andere Seite dieses Gesetzesdienstes hinzuweisen. Entrüstung über seine Schattenseiten ist billig; aber viele sogenannte Christen hätten allen Grund, ihre Stellung zur Heiligung des Sonntags einmal an jenem religiösen Ernst zu messen, der trotz aller ihrer Verirrungen doch schließlich der jüdischen Sabbatheiligung zugrunde lag. Ist sie auch vielfach ihres eigentlichen Sinnes beraubt gewesen, so darf doch nicht vergessen werden, daß der Jude für den Dienst Gottes, wie er ihn verstand, harte Opfer gebracht, nicht nur sie von anderen Leuten verlagert hat. So fremd uns das anmutet, was beispielsweise von dem berühmten Rabbi Tarphon aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert erzählt wird, den Knecht kann man solcher Treue gegen das Gesetz nicht verlagern: Der Mutter des Rabbinen gingen an einem Sabbat die Schuhe entwei, und da sie diese nicht nähen durfte, so schickte sie sich an, barfuß über den Hof zu gehen; da legte Tarphon seine Hände so unter der Mutter Füße, so daß sie den ganzen Weg auf diesen zurücklegen konnte. Ob das wirklich geschehen ist, spielt keine Rolle; doch man einem Rabbinen eine solche Handlung zutrauen konnte, zeigt hinreichend, zu welchen Opfern ein gelehrter Jude im Notfall bereit war. Käme Jesus heute wieder als Mensch auf die Erde, so brauchte er wohl nirgends gegen übertriebene Strenge in der Beobachtung der Sonntagspflichten Front zu machen, die doch dem Christen weit heiliger sein müßte als der Sabbat

für den Juden; da sieht mancher Christ tief unter diesem, denn eine irrtümliche Gottesverehrung ist immerhin fittlich wertvoller als jene Gleichgültigkeit, die bloß deshalb den Tag des Herrn nicht auf der heiligen Weiße feiert, weil sie sich überhaup nicht um ihn kümmert. Die Leute haben keinen Grund, sich über entartete Frömmigkeit im Spätjudentum zu entrüsten, die selbst gar keine besitzen.

### Jesus Selbstrechtfertigung.

Der Heiland aber, der gekommen war, dem Gesetz des Alten Bundes seinen eigentlichen Sinn zu geben, mußte von Anfang seines öffentlichen Wirkens an immer wieder gegen dessen Verzerzung kämpfen. Auf die Tat läßt er nun das Wort folgen, nachdem der Synagogenvorsteher zwar scheinbar das Volk, in Wirklichkeit aber ihn selbst getadelt hat. Jesus beruft sich auf die auch von den Schriftgelehrten zugestandene Erlaubnis, Haustiere am Sabbat zum Tränken von der Krippe loszubinden. Wenn es nun schon gestattet ist, die Kette des unvernünftigen Viehes am Sabbat zu lösen, um wieviel eher muß es dann erlaubt sein, Satans Fesseln zu zerbrechen, die einen Menschen, ein Glied des auserwählten Volkes dazu, gefangen halten, und das schon achtzehn Jahre lang! Als den Gegnern in diesem einleuchtenden Bilde klargemacht wird, als was für Leute sie mit ihrer hartnäckigen Frömmigkeit in Wirklichkeit da stehen, müssen sie bestürzt verstummen; Jesus und der Evangelist sprechen von einer Mehrzahl, weil eine Reihe von Anwesenden die Meinung des Synagogenvorstehers teilte, wenn auch nur er allein das Wort ergriß. Begreiflicherweise freute sich das Volk, das ohnehin von der Strenge seiner Lehrer nicht viel wissen wollte, und dem jetzt wieder einmal in einem seiner Glieder die Heilungsmacht Jesu zugute gekommen war, in demselben Maße über das Geschehene, wie der Groß der Widersacher geäußert wurde. Ob die Menge allerdings den eigentlich religiösen Sinn des Kampfes erfaßte, den Jesus hier für die wahre Gottesverehrung gegen ihr Zerrbild führte, darf man bezweifeln.

Vgl. Dr. Schäfer.

- ### Feiertagskalendar
- (Zum Gebrauch des Schott'schen Messbuches. Die Seitenzahl ist nach der 35. Auflage angegeben.)
- 3. Sept.: 13. Sonntag nach Pfingsten. S. 587. 2. Gebet zu allen Heiligen. S. (113). 3. Gebet nach freier Wahl. Neukere Feiertag des Schott'schen Messbuches. Das Hochamt darf von diesem Feiertag gelebt werden. S. 932 (2. Okt.). 2. Gebet vom Sonntag. S. 587.
  - 4. Sept.: 3. Advent für Paderborn. 2. u. 3. Gebet wie am 3. Sept.
  - 5. Sept.: Laurentius Fastentag. S. 908. 2. u. 3. Gebet wie am 3. Sept.
  - 6. Sept.: 2. Advent. Messe vom Sonntag. S. 587. 2. Gebet zu allen Heiligen. S. (113). 3. Gebet für die Verstorbenen. S. (126). 4. Gebet nach freier Wahl.
  - 7. Sept.: 2. Advent. Messe vom Sonntag. S. 587. 2. u. 3. Gebet wie am 3. Sept.
  - 8. Sept.: Mariä Geburt. S. 908. 2. Gebet zum hl. Hadrian. S. 909.
  - 9. Sept.: Messe am Samstag zu Ehren der allerbarmherzigen Jungfrau. S. (74). 2. Gebet zum hl. Gorgonius. S. 911. 3. Gebet zum hl. Geiste. S. (74).
- Am 4., 5., 6., 7. und 9. September darf eine Votivmesse gelebt werden.

die zwölfhundert hingenommen sind, die seine Frau hergebracht hat als Heiratgut, das weiß der Gatte. Da mein, Knecht und nichts verzeihen davon, Großmutter und klein arbeiten, Wirtshausjungen und kein Heimgehen kennen, das bringt den Großmutter um mit der Zeit. Da ich mich an, wie ich mich durchwühl: ich brauche keinen Mauerer und keinen Zimmermann und den Handwerker mach ich mir auch selber. Da bleibt's Geld im Strumpf und bei den anderen fliegt's in alle Wind. Der Jocher, der wird sich noch anschauen, der Sagger! Der hat mich mit umsonst den Geisbauern genannt."

Mir graute vor dem Manne. Etwas Unheimliches witterte aus seinen Worten wie aus seinem ganzen Wesen. So hell und freudig das blante Gerüst der Feldheune in der grünen Weidewiese stand, so dumpf und düster wirkte die Gestalt des Geisbauern darin. Ich hatte das Gefühl, als müßte das ganze Balkenwerk zusammenbrechen und den Wertmann unter seinen Trümmern begraben. Aber es geschah nichts.

Als die Feldheune fertig war, ging der Geisbauer auf Brautwerbung. Wohl wäre ihm manche Großbauernmutter offen gestanden, denn man wußte überall, wie er sich „gemacht“ hatte. Aber er vermied die großen Bauernmütter und ging schnurstracks zu den Holzhäusern in die Dörfer, wo die Notnadel haufen, die das Waldgras mit der Sichel schneiden und auf den Schultern heimtragen müßten. Dort ist den Dirnlein das Rader angeboten und das feste Rader um das nadelte Leben bei färglicher Kost. Dort gibt's die ganze Woche nichts wie Wasserjuppen und Erdbäpferz in der Kanne gedörft.

Eine solche Döbhauslerin holte sich der Geisbauer als Hochzeiterin, die Spinnpandl Kathl. Er tat es den Bauern zuleid und sich zuleid. Eine solche Haukerin erparke ihm drei Dirnen — das war ihm Heiratgut genug. Er selber schufte auch für drei — was konnte da noch fehlen?

Sie werten ihre kühn Tagewert ohne fremde Kraft her, gönnten sich kaum das Nötigste zur Labung und an Sonntagen liefen sie auf Handelschaft aus, er unten aus zu den Hofbauern, sie oben aus zu den Döbhauslerin und Waldhirschen. Die Goldhüte schwellen in der Trube zu Hausen an Welche Ranne, wenn ihre dünnen Hände zur Feierweile darin wühlten.

Die Spinnpandl Kathl schenkte dem Geisbauern zwei Kinder, einen Bub und ein Dirnlein. Die taten sie gleich zu den Großeltern in die Dörfer, damit es seinen Aufenthalt in der Arbeit gäbe. Auch sollten die Sprößlinge bei Wasserjuppen und Erdbäpferz aufwachsen, damit sie früh das Hausen lernten.

Dennoch rief es dem Geisbauern einmal das stolze Wort heraus: „Der Bub kriegt einmal den schönsten Hof im Dorf. Und für das Dirndl hab ich heut schon dreißigtausend Mark Heiratgut in der Trube. Und der Jocher wird auch noch zeitig. Auf das freu ich mich noch — schier mehr wie auf die Seligkeit. Der hat mich nicht umsonst den Geisbauern genannt.“

So kam der Krieg und ein paar Wochen vorher ist der Jocher noch richtig zeitig geworden. Der Geisbauer feierte den stolzen Hof und zahlte ihn bar aus.

Der ganze Wald, die ganze Welt rief die Augen auf: „Was, der Geisbauer — den Jocher?“ Nur die Eingeweihten wußten Bescheid: „Ja, ja, die Goldhüte, die schwimmen mit der Wasserjuppe daher. Und auf dem Sturz ohne Salz und Schmalz wachsen die Kronentaler.“

So traf ich den Geisbauer im Triumph vor dem Herrgott am Schwendhübel. Der Atem ging ihm in kalten Stößen. Die Brust wogte. In den Augen brannte ein unheimliches Feuer. Die Schwurhand ballte sich: „Herrgott! Jetzt hätten wir's. Jetzt ist der Geisbauer gerettet. Hab ich meinen Schwur etwas nicht brav gehalten? Jetzt bin ich der Herrnbauer und der andere der Geisbauer. Ha!“

An den Triumph des Geisbauern dröhnten die Kriegsanfänge. Neue Gewinnmöglichkeiten witternd kaufte er alles auf, was zum Essen war: Getreide, Mehl, Eier, Vieh.

Um verdoppelten Preis gab er es wieder ab an die Holzhauer und Hüttenleute in den Wäldern hinten, die sonst nichts zu leben hatten. Wer keine Goldhüte vorweisen konnte, für den hatte der Geisbauer nichts. Er wußte, was er wollte, mochten ihm viele auch fluchen.

Als dann nach dem Kriege in seinem Hause mehr ein Goldhüte war, da wählte der Geisbauer in einer ganzen Trube voll. Stolz sprach er zu seinem Weibe: „Siehst, Kathl, soweit haben wir's schon gebracht. Dem Suben können wir zwei Hufe geben und dem Dirndl hunderttausend Mark Heiratgut, lauter Goldhüte. Und uns bleibt auch noch ein hübscher Hausen. Samochl, der Geisbauer macht sich!“

Am gleichen Tage noch brachten ihm Nachbarn den Suben, seinen künftigen Hofbesitzer, ins Haus, ohnmächtig, wie sie ihn auf dem Felde gefunden.

Die Ärzte kamen und schüttelten den Kopf. Keiner kannte, was dem Suben fehlte. Nur die bösen Mäuler raunten sich zu: „Die ewige Wasserjuppe haben ihn umgebracht. Der Geiz und die Goldhüte, die der Geisbauer in der Trube birgt, sind sein Tod!“

Nach drei Tagen war der Sub eine Leiche. Der Geisbauer wollte und wollte es nicht glauben. Schreiend warf er sich über den Schragen, darauf sein krummer Erbe gebettet lag: „Sub, wach auf! Zwei Hufe warten auf dich. Heut noch laß ich sie dir verzeichnen, wenn du nur aufstehest.“

Aber der Tote rührte sich nimmer.

Nach dem Feigenbegängnis traf ich den Geisbauer wieder beim Herrgott am Schwendhübel. Mit den Knien lag er im Bett, die Hände wühlten in Mantelwurfhügeln. Wie ein gechlagenes Hund winzelte er kriechend um das Kreuz herum: „Da Herrgott, du bist ein später Jocher, aber ein guter. Jetzt hast du mit den Geisbauern gegeben. O weh!“

So lag und lauerte er eine gute Weile, als erwartete er eine Antwort von oben. Aber da keine kam, wuschte er sich den Lehm von den Knien und wandte sich weg, wie unwillig, daß ihn der Herrgott keiner Anrede würdigte. „Ja, ja,“ murmelte er vor sich hin, „der Geisbauer bin ich allemal noch. Und der Jocher ist mir jetzt geworden, wie ich's geschworen hab. Kriegt halt jetzt das Dirndl die zwei Hufe — und die hunderttausend Mark Heiratgut, lauter Goldhüte. Da kann sie sich die Wasserjuppen gehörig auffmalzen.“

Vom Herrgott weg ging der Geisbauer ins Bräuhäus zu einem einsamen Leichenstuhl. Am dritten Tage torfelte er heim. Den Herrgott am Schwendhübel umging er in weitem Bogen, ihm selber aber wichen die Leute aus wie einem vom Himmel Gezeichneten. Sie wußten ja alle Bescheid: „Der Herrgott ist ein guter Jocher. Und sein ist die Rache.“

Das Dirndl bekam die beiden Hufe und das viele Geld.

Der Geisbauer verzog sich in die Holzhäuser in der Dörfer. Er konnte den Anblick des Herrgotts am Schwendhübel nicht mehr aushalten. Das Dorf war ihm für immer verleidet.

Das Dirndl aber ging zum Jocher, der als Häuslmann ein kümmerliches Dasein fristete, und freite um seinen Suben.

„Jetzt wird's recht.“ Lobten die Leute die entschlossene Tat des Dirndls. „Jetzt ist der Herrgott noch einmal Jocher, aber im Guten. Dem alten Jocher hat die Lehre gewiß nicht geschadet, daß er keinen Hof verlor, aber warum soll's der Junge küssen?“

Das ganze Dorf nahm freudigsten Anteil an der Hochzeit. Sogar der Geisbauer trock aus der Dörfer und kletterte sich den grünen Festbuschen an. Beim Mahle aber zog er den Jocher auf die Seite und küßte ihm ins Ohr: „Die Jungen tun tausendmal geistlicher wie wir Alten. Ich mein, wir zwei sollten uns brav bedanken beim Herrgott am Schwendhübel, daß er diese Wendung noch gelüßt hat. Oder nicht?“

Der Jocher nickte freudigst, der Geisbauer aber schob den Hut ins Gesicht wie ein Junger zum Reichen, daß er wieder unter die Lebendigen gehörte, aber anders als früher...

Mit verbissenem Rachen wandte er sich weg. Da merkte er mich, wie ich verlegen als ungewollter Mitläufer auf dem Gangsteig von einem Fuß auf den andern trat. Er sah mein Erschrecken und Schandern.

„Bua,“ sprach er jetzt ganz ruhig, „braucht mich nicht fürchten. Aber die sollen den Geisbauern kennen lernen. Mit zwei Geisbauern hab' ich angefangen als Häuslbua, als Herrenbauer mit fünfzig Kindern hör ich auf. Du bist jung und kannst es leicht erleben. Und der Herrgott da ist mein Zeuge.“

Im gleichen Jahre noch kam ich fort in das Studium, und der Geisbauer schwand mir wie aus dem Gesicht so auch aus dem Sinn. Lateinische Proben, Rechenregeln, Geschichtsdaten und die vielen Eindrücke des neuen Lebens in der Stadt ließen mich den Geisbauer und seinen Schwur vergessen. Nur in trüben Regennächten, wenn die Stürme an die alten Mauern riefen, erwachte ein Erinnerung, wie im Unterbewußtsein, an das Unheimliche jenes Erlebnisses beim heimatischen Herrgott am Kreuzweg. Da schien es mir, als hätte der Geisbauer ein Schicksal beschworen, dem er unentrinnbar verfallen würde mit allen Folgen. Die seinem unbedachten Grimme damals noch fremd waren, Großen Segen erwartete ich mir nicht für den Vermeßenen, der wegen vergänglichem Erdengutes den Himmel mit einem Handschwur betauschgefordert hatte.

Als ich in die ersten Ferien heimkam und beim Herrgott am Schwendhübel draußen das Bild des Dorfes mit heimeligen Sinnen einlag, da gewahrte ich eine Veränderung: der Geisbauer hatte auf seine Hütte ein Stadtwert aufgesetzt und das neue rote Ziegeldach darüber war wie ein leuchtender Triumph über die grünen Regenschindeln der Hofbauern.

„Ja,“ sagte mein Vater daheim, „der Geisbauer, der macht sich. Zwei Kühe hat er jetzt auch schon. Wo er nur das Geld allemal hernimmt? Nun ja, schänden und radern tut er wie keiner im Dorf. Wenn wo ein Holzgrund billig hergeht, da packt der Geisbauer zu und pflanzt auf. An den Feiertagen reißt er auf Handelschaft aus, und wenn er nur einen Raubhübel gewinnt dabei — er läßt ihn nicht hint. Hier trinkt er das ganze Jahr kein Tröpfel. Der wenn so weiterhau, nachher wird er wirklich noch der größte Herrenbauer weitem. Aber mögen, laß dir sagen, mögen tut ihn kein Mensch nimmer. Ich möcht ihn nicht unrecht tun und seine Sach muß sich ein jeder zusammenhauen, aber wie's der Geisbauer treibt mit seiner unheimlichen Gier nach Geld und Gut, das ist schon ganz aus der Weis. Keinerling bin ich, was das noch für ein End nimmt.“

Nebers Jahr traf ich den Geisbauern selber, wie ich ferienfahrend vom Schwendhübel niederstieg in die geliebte Dorfmarkung. Er wartete an einem hellen Gerüst in der Weidewiese, Jakob Balken zu recht, lud Schindel ab, stieg auf Leitern hin und her, zerrte an dicken Tauen Firsbäume in die Höhe.

„Schauk auch wieder einmal nach daheim?“ rief er mir von seiner lustigen Höhe aus zu, ohne von seiner Arbeit aufzuhören. „Wie lang wird's denn dein Vater noch aushalten? Die Studie kostet ja hüßlich ein Geld, wie man hört. Wä' es' ge'scheiter, du bleibst daheim und läßt die Arbeit herpaden. Was ich da mach? Einen Feldhadel bau ich mir. Der Weberbauer hat verkauft, und ich hab den meisten Grund eingekauft. Bierzig Taxwerf hat jetzt der Geisbauer schon, gelt, da schauk. Sechs Kuh und vier Ochsen Rehen mir im Stall. Ich lauf und die Herrenbauern verkaufen. O mein, der Weberbauer. Vor die Berg hat er hinaus-müssen, weil er glaubt, da draußen lauft der Misthaufen von selber auf den Ader. Der Schöffmann und der Schlichter wollen auch hinaus ins Weizenland, als ob der toggene Radel nicht auch für den Hunger ging. Und unter größter Herrenbauer, der Jocher, laß dir sagen, wandelt auch schon. Was lagst jetzt da? Schulden, daß der Rausch kaum mehr beim Kamin auskann. Einen Holzteil um den andern schlägt er ab, und hat schuldenfrei übernommen. Wo

## Die Heiligen der Woche

Der hl. Degenhard (3. Sept.) war Laienbruder im Benediktinerkloster Niederaltaich. Dann wurde er Einsiedler im Bagnröder Wald. Bei Bischofsmaier erbaute er eine Kapelle zu Ehren des hl. Bartholomäus. Hier verbrachte er 30 Jahre ein Leben des Gebetes und der Buße. Den Leuten war er in ihren Nöten und Anliegen ein Helfer und Berater, bis er 1374 starb.

Die hl. Ida (4. Sept.) war eine fränkische Gräfin. Im Elternhaus herrschte der Geist der Frömmigkeit und christlichen Sittlichkeit. Drei Brüder und zwei Schwestern erwählten das Klosterleben. Ida wurde vom Sachsenherzog Egbert zur Ehe begehrt. Er hatte das achtjährige Mädchen und gute Wesen das kennengelernt, als er im Lagerort von ihr gepörselt wurde. Auch ihre Eltern und der Kaiser Karl der Große wünschten diese Verbindung. Auf der Burg Hohenstadt an der Lippe lebte das Paar in heiliger und glücklicher Ehe. Fünf Kinder waren die Freude der Eltern. Da starb Egbert. Die reiche, schöne und noch junge Witwe wurde von zahlreichen Großen des Landes zur Gemahlin begehrt. Allein umsonst. Ida wollte nur ihren Kindern und Gott leben. Als die Kinder verstorben waren, drei traten in ein Kloster, die anderen suchten ihr Glück in der Ehe, zog sich Ida auf ihren Witwenhof nach Hersfeld bei Münster zurück. Hier führte sie ein frommes Leben in Einfachheit und Bußkriegen. Ihre reichen Einkünfte verbrauchte sie für die Armen und die Kirche. In ihrer letzten schweren Krankheit war Ida ein Musterbeispiel hellemüthiger Geduld. Sie starb 813.

Die hl. Irmgard (4. Sept.) stammte aus dem Rheingebiet von großem Geschlecht. Ihr Sinn war von früher Jugend an auf Frömmigkeit und Mitleiden hingewandt. Deshalb gab sie ihre Güter hin zu frommen Stiftungen und für arme und Kranke. Sie selbst zog sich in die Waldesamkeit bei Süchteln zum trauten Verkehr mit Gott zurück. Nach Jahren kehrte sie nach Köln über, wo sie in der Nähe des Domes ein Krankenhaus errichtete, um dort in den Kranken Gott zu dienen. Dreimal in ihrem Leben machte sie eine Pilgerreise nach Rom. Die hl. Irmgard starb gegen Ende des 11. Jahrhunderts. Am Dom zu Köln liegt sie begraben.

Als die Glaubensboten Columban und Gallus im Anfang des 7. Jahrhunderts in die Gegend des Bodensees kamen, trafen sie dort den Diakon Magnus und Priester Theodor. Magnus blieb bei Gallus und half ihm bei der Gründung des Klosters St. Gallen. Nach dem Tode des hl. Gallus übte Magnus die Missionstätigkeit in der Gegend des heutigen Rapperswil. Zur Befestigung seiner Predigt führte er einen ehemaligen Krieger mit sich, den er in Bregenz geheilt hatte. Auch in geistlichen Dingen half er den Leuten, indem er sie Feldbau und Bergbau lehrte. Auf dem Säuling soll er Eisenadern entdeckt und damit den Leuten eine Erwerbsquelle verschafft haben. Nachdem er sich 20 Jahre in der Wälderei abgemüht hatte, starb er im Alter von 73 Jahren. Der hl. Magnus (6. Sept.) wird im Allgäu heilig verehrt, gewöhnlich unter dem verkümmerten Namen Mang.

Ueber das Leben der hl. Jungfrau und Martirin Regina (7. Sept.) sind wir nur auf die Mitteilungen der Legende angewiesen. Ihre Eltern waren Heiden im späteren Burgunderland. Da die Mutter bei der Geburt des Kindes starb, übergab man Regina einer Amme, die christlich war und dem Kinde die Taufe spendete. Als die erwachsene Tochter zum Vater zurückkehrte war, verließ dieser Regina, sobald er merkte, daß sie dem christlichen Glauben anhing. In ihrer Not lehrte sie zur Pflege zurück, bei der sie die Schafe hütete. Der römische Statthalter, der ihr zufällig begegnete, entbrannte in heftiger Liebe zu dem Mädchen, das zu einer blühenden, außerordentlich schönen Jungfrau herangewachsen war. Regina lehnte alle Anträge ab, da sie durch die Ehe mit einem Heiden ihren Glauben nicht in Gefahr bringen wollte. So ließ der Statthalter sie gefangen nehmen und verurteilte durch Quälereien ihre Standhaftigkeit zu erschüttern.

Einen ganzen Monat hielt man sie im Kerker an Händen und Füßen gefesselt, so daß sie weder liegen noch gehen konnte. Auch Geißel und Feuer wandte man gegen die unerschütterliche Dulderin an. Schließlich wurde Regina 251 durch das Schwert enthauptet. So vereinte sie mit der Krone einer Jungfrau die des Martyriums. Ihr Grab ist noch heute das Ziel zahlreicher Wallfahrer.

Der hl. Adrian (8. Sept.) war Beamter am Hofe des Kaisers Maximian im 3. Jahrhundert. Seine Stellung, die wir etwa mit der eines Polizeibefehlshabers vergleichen können, zwang ihn, die Christen zu verfolgen. Oft sah er mit Staunen und Bewunderung die Stärke und Freudigkeit, mit der die Martyrer litten, so daß er schließlich selber sich mit der Religion befaßte, die solche Helden hervorbrachte, und auch Christ wurde. Dafür verhaftete man ihn selber und im Jahre 306 erlangte er nach standhaftem Bekenntnis seines Glaubens in der letzten allgemeinen Christenverfolgung zu Nikomedia in Bithynien die Martyrerkrone. Die Kirche hat über 30 Heilige mit Namen Adrian oder Hadrian.

Der hl. Corbinian (9. Sept.) stammte aus Frankreich. Um 709 begab er sich nach Rom, um dort ein Einsiedlerleben zu führen. Allein der

## Abwegige Theologie

Ueber gewisse Zukunftspläne auf kirchlichem Gebiete äußert sich Wilhelm Stapel in seiner Schrift „Die Kirche Christi und der Staat Hitlers“ (Hansische Verlagsanstalt Hamburg 1933). Die Schrift ist das Ergebnis von Vorträgen, die dieser evangelische Kulturpolitiker an verschiedenen Stellen in den theologischen „Fachschaften“ gehalten hat. Wenn gleich sie einem aktuellen Anlaß (protestantischer Kirchenkreis) seine Entschleunigung verdankt, erhebt sie doch in der Vorbereitung den Anspruch, über den Tag hinaus das Grundnützliche zu bieten und zukunftsweisend zu sein. Um so mehr haben wir Anlaß, die äußerlich bescheidene Schrift mit besonderer Aufmerksamkeit zu behandeln.

Völlig abweichend von dem unseren ist zunächst der Kirchenbegriff Stapels. Kirche kommt nach ihm erst zustande durch „Vertrag“ und „Beschluss“. So viele „Verträge“ und „Beschlüsse“, so viele Kirchen (Seite 31), in die sich die Una sancta spaltet. Wertwüchsig, daß Stapel gar nicht merkt, wie sehr er hier noch in liberalistischem Fahrwasser schwimmt, vor dem er sonst einen so heftigen Widerwille befand! Noch bei Luther an den zitierten Stellen (S. 70) ist viel mehr von dem ursprünglichen katholischen Gedanken vorhanden, nach dem die Kirche wirkliches „Volk“ bedeutet, das nicht durch „Vertrag“ und „Beschluss“, sondern durch Zeugung, nämlich durch Zeugung aus Christus entsteht.

Ganz und gar abzulehnen aber ist vom christlichen, sicher vom katholischen Standpunkte aus die Bedingung, unter der Stapel von einer Staatskirche nach liberalen und bismarckischen Ideen Abstand nehmen will: Daß nämlich die Kirche das ganze Gebiet der Ethik, der Sittlichkeit und Sittlichkeit im weitesten Sinne dem Staate überläßt und sich damit begnügt, der Staatlich festgestellten und geregelten Sittlichkeit die rechte christliche Begründung zu geben. Nach Stapel nämlich gibt es nicht etwa eine besondere und einheitliche christliche Sittlichkeit. Jedes Volk entwickelt vielmehr seine besondere Sittlichkeit. Nicht nur in nebensächlichen, sondern auch in wesentlichen Dingen. Die Bergpredigt z. B. hat Christus nicht als Gott für alle gehalten, meint Stapel, sondern als Jude für Jude. Ihr passifischer Charakter spiegelt sie in keinen Augen zu einem national-jüdischen Gebot. Für die Arier gilt so ungefähr das Gegenteil ihrer Sittlichkeit. Daß dagegen sowohl der Semite keinen Pazifismus, wie der Arier keine Schwertreligion „aus Liebe zu Gott“ übe, das sei das spezifisch Christliche der kirchlichen Verkündigung. Der Staat habe darüber zu

Wachen, daß die Kirche diese Grenzen ja nicht überschreite und etwa die Bergpredigt auch den Germanen aufdränge. Stapel gebraucht sehr harte Worte für ein solches „Verbrechen“. „Wer unsere Sittlichkeit verdrängen und eine andere Sittlichkeit, entgegen dem Apostel Paulus, uns einspielen will, der wendet sich gegen den Schöpfer“ (S. 69).

Der Apostel Paulus wird sich gewiß wundern, für diese Auffassung als Zeuge genannt zu werden, und der Christ alten Schlages ist geneigt, dabei an Vergewaltigung zu denken. Stapel aber ist es mit dieser Lehre sehr ernst, und er geht voraus, daß sie zur offiziellen Theologie der Zukunft erhoben wird. Offenbar hat er den Missionsbefehl Christi am Himmelfahrtstage nicht vollständig gelesen, der den Aposteln und ihren Nachfolgern die Vollmacht gibt, den Völkern (nicht nur den Einzelmenschen) zu sagen, was recht ist. „Belehrt sie alles halten, was immer ich euch befohlen habe“ (Matth. 28, 20). Hier ist weder die Bergpredigt ausgenommen, noch ist der Staat beauftragt worden. Die Sorge für die Moral der Völker ist vielmehr zum unabweisbaren Recht der Kirche gemacht.

Stapel kann keine Theologie nur aufbauen auf einer völligen Umdeutung des Begriffes Naturrecht. Während die ganze christliche Theologie unter Naturrecht bisher das Recht verstanden hat, das mit jedem Menschen geboren wird und das auch jedem Menschen, wenn auch dunkel, zum Bewußtsein kommt, gibt es für Stapel ebenso viele Naturrechte, wie es verschiedene Rassen, Völker, Staaten, Entwicklungsstufen, Geschlechter, Stände usw. gibt (S. 63). Auch nach katholischer Auffassung entscheidet über den sittlichen Wert einer Handlung letztlich das persönliche Gewissen. Selbst dann, wenn dieses Gewissen irrt. Aber der Irrtum darf nicht selbstverschuldet sein. Diesen Begriff des irrenden Gewissens jedoch kennt Stapel nicht. Für ihn hat jedes Gewisse Recht, und zwar sein Recht. Wenigstens soweit es sich um ein Kollektivgewissen handelt. Welche Ungeheuerlichkeiten dabei herauskommen, wenn man die Theologie Stapels zu Ende denkt, ist leicht zu sehen. Nach Stapel dürfte die Kirche aus einem Menschenfresserwolf nicht an sein „Ethos“, nicht an keinen „Nomos“, nicht an seine Bratpfanne rühren; sie müßte sich darauf beschränken, diesem Wolfe die „Liebe Gottes“, das „jenseitige Leben“ als Beweggang, als Brennholz zuzuführen anzubieten und es mit der Gnade Christi trösten, wenn sich kein Ethos, keine Bratpfanne als nicht ganz füll, und erfüllbar zeigte. Wer da meint, diese Perspektive sei übertrieben, der nehme Stapels Schrift selbst zur Hand!

Stapel ahnt wohl, daß die katholische Kirche aus vielen Gründen seiner Theologie gegenüber auch in jedem weiteren und überhaupt in jedem möglichen Stadium der nationalen Revolution unangenehm bleiben wird. Was wird aber in diesem Falle mit der „Kirche Roms“ in Deutschland geschehen? Diese Frage bleibt in Stapels Schrift unbeantwortet, wenn man nicht seine Ausführungen auf Seite 66 als Andeutung auffassen will, wie sich Stapel die Lösung dieser Schwierigkeit denkt. Dort ist nämlich ziemlich unverblümt dem italienischen Faschismus die Aufgabe zugewiesen, die katholische Kirche aufzulockern. Nicht mit Gewalt, obwohl Stapel auch dieses Mittel ausdrücklich in den Kreis der Möglichkeiten einbezieht (S. 48), sondern durch allmähliche Blutspeisung. Jedes der beiden Imperien hat dann am Ende der Entwicklung die ihm „Blutgemäße“ Form des Christentums: Das Reich der Römer als Mittelmeerimperium, die römische (katholische) Form, das Reich der Deutschen als Nord- und Ostimperium die germanische (protestantische) Form; denn nach Stapel kann der nationalsozialistische Staat nicht auf die Endform einer Einheitskirche verzichten. „Wenn also ein Staat und ein Volk zu einer moralischen Einheit zusammengeschlossen werden soll, so ist damit alsbald eine Tendenz zu einer Nationalreligion gegeben. Hitlers Wille, einen festen moralischen Block des deutschen Volkes zu schaffen, enthält zwar nicht als Absicht, aber als Konsequenz die Nationalkirche: die Weihe der Volks- und Staatsmoral durch eine Nationalkirche“ (S. 27. Sperrungen des letzten Satzes von uns.) Was im Osten und Südosten möglich ist, meint Stapel, müsse auch im Westen und im Norden erreicht werden können. Er übersieht freilich dabei, daß gerade die Ohnmacht dieser „Nationalkirche“ erst den Türken und dann den Bolschewiken den Weg in den christlichen Osten freigemacht hat. Die Nationalkirche im Sinne Stapels vernichtet nicht nur die Idee des Christentums, sondern auch die abendländische Kultur, die auf der Spannung zwischen Staat und Kirche, zwischen Macht und Gewissen, zwischen Autorität und Freiheit beruht, wie das Stapel selbst an anderen Stellen zu empfinden scheint. So Seite 50: „Wir stehen vor dem uralten Dualismus der abendländischen Welt, vor der Doppelseitigkeit Staat-Kirche, die all unsere Geschichte durchzieht. Diese Spannung aufzuheben, würde das Ende einer gewaltigen Entwicklung sein. Wir dürfen für sicher halten, daß die großen Kampfergebnisse in der abendländischen Kultur gerade auch durch diese Spannung zwischen Staat und Kirche als einer Spannung zwischen Erde und Himmel entbunden sind.“

Niemand, der um die Schwere der Fragen weiß, die Stapel behandelt, und über die Stellung unterrichtet ist, die er innerhalb des Nationalsozialismus einnimmt, kann ohne ernste Auseinandersetzung an seiner kleinen Schrift vorbeigehen. Wir deutschen Katholiken sind von einem Meere protestantischer Ideen umgeben. Immer wieder schlagen die Wogen auch in unser katholisches Schifflein. Infolgedessen heißt es, die Schotten diht halten!

## Aus Kirche und Welt

**Regional-Chronik des Erzbistums Bamberger:** Ernennungen: Lütkefeld, Joseph, Seminarpriester, zum Vikar in Naumburg. Förster, Johannes, Vikar in Horn, zum Vikar in Bodum (St. Antonius). Dr. König, Joseph, Pfarrer in Bären, zum Vikar und Rektor in Brilon-Wald (St. Johannes). Fintelde, Wilhelm, Vikar in Ende-Spurg, zum Vikar in Warstein. Diekmann, Stasmund, Vikar in Gellertkirchen, zum Vikar in Ende-Spurg. Feder, Heinrich, Seminarpriester, zum Vikar in Veltheim. Klaus, Franz, Vikar in Gledorf, zum Vikar in Wörden. Dr. Winkelmann, Heinrich, Pfarrer in Magdeburg, zum Dekanats des Dekanates Magdeburg. Kuhne, Wilhelm, Vertreter in Gledorf, zum Kooperator in Bodum (Propstei). Bolle, August, Vikar in Medelon, zum Vikar in Ermitte. Engels, Joseph, Vikar in Ende-Spurg, zum Vikar in Grödenbach. Mentrop, Heinrich, Vikar in Dortmund, zum Vikar in Calbe. Mehl, Gustav, Vikar in Dortmund-Willem, zum Dekanats des Dekanates Dortmund-Nordost. Wille, Friedrich, Vikar in Gellertkirchen, zum Vikar in Hagen (Herr-Jesu).

**Gegenüber Berichten über Wunder und Gnadenerweisen,** die sich in Trier ereignet haben sollen, zeigt das unter Billigung der Wallfahrtsleitung herausgegebene „Wallfahrtsblatt“ eine vorsichtige Zurückhaltung. Es schreibt: „Der Krankenausschuss für die Wallfahrt ist die allein zuständige Stelle, die amtliche Berichte im Auftrage des Bischofsamtstifts herausgeben kann. Solange sie nicht gesprochen hat, sind alle anderen Berichte als reine Privatartbeit anzusehen und zu beurteilen.“

Ohne auf die einzelnen Fälle einzugehen und ohne die Wahrheit von Heilungen festzustellen oder zu leugnen, können wir doch nur raten, Gebuld zu haben und zu warten. Im Falle einer Heilung ist sorgfältigste Nachprüfung durch die Ärzte notwendig. Es ist also klar, daß erst nach einer angemessenen Beobachtungszeit festgestellt werden kann, ob es sich um eine Dauerheilung handelt.

Aus dem gleichen Grunde ist es auch abzu-  
lehen, solche Personen, die geistlich sein sollen, zu photographieren und die Bilder überallhin zu verbreiten, sie zu interviewen und mit Gewalt an die Öffentlichkeit zu geben.

Mancher kommt mit allergrößtem Vertrauen zum hl. Rod und wird doch nicht geheilt. Aber in seine Seele zieht Zufriedenheit und Ergebung in Gottes hl. Willen ein. Wer all das Leid und die große Not betrachtet, die in den Tagen der Ausstellung in Trier zusammenströmt, der fragt sich unwillkürlich nach dem Sinn des Leidens. Es ist letzten Endes stets zur Ehre Gottes und zum Heil unserer Seele. Die Ausstellung des hl. Rodes hat in den Klären der Botschaft ihre Stelle. Nur Gottes Ehre und das Heil der Seelen sollen erreicht werden, nicht Sensation und Befriedigung der Neugierde.“

**Gegen sogenannte Gemeinschaftsgottesdienste** wendet sich ein Erlass des Kölner Generalvikars: „In einem falsch verstandenen Eifer für die Einheit und Einigkeit unseres Volkes, in irriger Auffassung vom Wesen wahrer religiöser Duldbarmkeit, mitunter auch einfach aus praktischen Erwägungen ist verschiedentlich das Bestreben hervorgetreten, sogenannte „Gemeinschaftsgottesdienste“ abzuhalten, bei denen ein Teil des Gottesdienstes, etwa die hl. Messe, von dem katholischen Priester, ein anderer Teil, etwa die Predigt, von dem Geistlichen eines anderen Bekenntnisses übernommen wird. Aus gleichen und ähnlichen Gründen sollen mitunter die Gläubigen, insbesondere auch die Jugendlichen, veranlaßt werden, bald dem Gottesdienst des eigenen, bald dem eines anderen christlichen Bekenntnisses beizuwohnen, je nachdem die Umstände oder gar die Berufung auf frühere ähnliche Erlebnisse es nahelegen. Wir machen demgegenüber pflichtgemäß die Gläubigen darauf aufmerksam, daß nach den Grundbänden der katholischen Kirche für Katholiken die Teilnahme an solchen Gemeinschaftsgottesdiensten wie überhaupt an nichtkatholischen Gottesdiensten unerlaubt ist. Auch wird die Einigkeit und Stärke eines Volkes keineswegs durch Vermischung

religiöser Begriffe und durch Vermischung gottesdienstlicher Verschiedenheiten gefördert, sondern durch innerlich einheitliche und religiös starke Menschen, die das, was sie sind, ganz sind, die aber gerade darum eine grundsätzliche Ablehnung jeder Vermischung von Religionsauffassungen und Religionsübungen am besten mit wirksamer persönlicher Duldbarmkeit und Achtung vor der ehrlichen religiösen Überzeugung anderer zu verbinden wissen. Es ist daher kein Akt der Unzulässigkeit gegen die von uns zwar im Glauben getrennten, aber in christlicher Liebe uns nahestehenden Brüder anderer Völker, vielmehr notwendige, praktische Folgerung aus der unantastbaren Wahrheit unseres katholischen Glaubens und pflichtgemäße Sorge für die unserer Verantwortung anvertrauten Seelen, wenn wir hiermit den Gläubigen, insbesondere auch den katholischen Eltern, Lehrern und Erzieherinnen es von neuem in Erinnerung bringen, daß Nachgiebigkeit gegenüber irgendwelchen Versuchen der Vermischung von Religionsauffassungen und gottesdienstlichen Veranstaltungen mit katholischer Gewissenhaftigkeit nicht vereinbar, ja ausdrücklich verboten ist.“

**Die Kongregation der „Armen Schulschwestern“** konnte im Juli d. J. auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken. Ihre Gründer sind Bischof Michael Wittmann von Regensburg, dessen Seeligpreisprozess im Gang ist, und Carolina Gerbarding (Maria Theresia von Jesus). Die Idee der Kongregation stammt von Bischof Michael Wittmann, der die Gründung einer religiösen Gemeinschaft für den besten Weg hielt, um Kindern der Armen und Vermögenden Unterricht und Erziehung zu sichern. Nach der Verlegung des ersten Ordenshauses nach Neuburg nach München nahm der Orden einen ungeheuren Aufschwung; das Wirkungsfeld der Kongregation dehnte sich bald über ganz West- und Süddeutschland, Österreich, Ungarn und die Vereinigten Staaten aus; 1847 führte die Gründerin selbst die ersten Schwestern ihrer Kongregation nach Amerika. Heute wirken in 737 Ordenshäusern 10.000 „Arme Schulschwestern“. In den Vereinigten Staaten insbesondere arbeiteten die Armen Schulschwestern mit den Redemptoristen zusammen, um den deutschen Auswandererkindern Unterricht in ihrer Muttersprache zu erteilen.

**Die Armut des spanischen Klerus** war schon unter der Monarchie groß. Sie hat jetzt, da die Kirche in der Verfolgung lebt und die eigentliche katholische Renaissance erst in den Anfängen steht, vielfach unvorstellbare Formen angenommen. An die Methode, daß der Staat die Priester bezahlt, gründlich gewöhnt, hat das Volk noch nicht erfährt, daß es nun selbst die Pflicht hat, für die bringendsten materiellen Notwendigkeiten des Klerus zu sorgen. „El Debate“ berichtet, daß die Sammlungen für den Kultuspennig in zahlreichen Diözesen immer wieder nur einen geringfügigen Bruchteil des Mindesten ergeben, so daß die Pfarren zuweilen kaum 100 Peseten (= 35 Reichsmark) im Monat erhalten. Die Bischöfe fordern die Gläubigen auf, an die evangelische Mahnung zu denken, daß der Priester ebenso seines Lohnes wert ist wie jeder Arbeiter.

## Der Geißbauer / Von F. Schröghamer-Heimdal, Passau-Paidenhof

Als ich noch daheim war, hießen ihn die Leute bloß den Geißbauer. Es war ein Spitzname, wie man sagt, recht geistreich für einen Häuslhuber, der nur ein paar Geißen im Stall hatte, aber gern ein Hofbauer gewesen wäre mit dreißig, vierzig Stüd Rindern, Rössen, Schafen, Schweinen und hunderteinfünfzig Tagewerk Grund, wie halt die Bauern eben, die ihn hinter seinem Rücken „Geißbauer“ höhnten.

Ich wußte es lang, wie sie ihn hießen, aber er wußte es nicht.

Aber einmal, als er volljährig geworden war und in Gemeindegängen dreinreden wollte, wie ein großer Hansdampf, sprach es einer geringschüssig über die Schulter: „Was will denn der — der Geißbauer.“

Da hob es ihn vom Fleck, wie von einer Plattermine in die Luft geipprigt, harrte er eine Weile in stummem, bleichem Grimm, legte den Hut fest ins Genid und ging wortlos, aber mit heimlichem Schwur. Erst auf dem Heimweg machte er sich Luft mit gräßlichen Trodungen. So traf ich ihn draußen beim Wegkreuz am Schwindenbühl.

Erst sah er mich gar nicht in seiner blinden, schäumenden Wut ob des Schimpfes, den ihm ein Großer angetan. Er redete nur seine Schurmdank zum Gekreuzigten empor: „Miet auf, Herrgott! Den Geißbauern hat er mich genannt, der Jocher. Dem werd' ich's zeigen. Der soll's erleben, daß ich noch der größte Hofbauer der im ganzen Dorf. Das schwör ich jetzt vor dir, Herrgott, und du bist mein Zeuge, daß ich den Schwur wahr mach'. Amen!“